

ÜBER DIE SINNHAFTHKEIT DES GEBENS | Stammzell- spenden und das Glück, geben zu können

Martina Wanner

Zusammenfassung | Anknüpfend an den neueren Gabendiskurs geht dieser Beitrag der Bedeutung des Gebens im spezifischen Feld der Stammzellspende nach. Anhand der Analyse von qualitativen Interviews mit Stammzellspenderinnen und -spendern wird das Geben zwischen Pflichterfüllung und Freiwilligkeit rekonstruiert und dessen gewichtige Bedeutung für den sozialen Zusammenhalt herausgearbeitet.

Abstract | Building on the ongoing discourse on giving, this article explores the importance of giving in the specific context of stem cell donation. Based on an analysis of qualitative interviews with stem cell donors, giving is described as an action whose motivation is situated somewhere between duty and voluntariness, and it is shown how giving can contribute significantly to social cohesion.

Schlüsselwörter ► Spenden ► Medizin
► Gentechnologie ► Ethik ► Gabe

Einleitung | Auch die heutige Zeit ist besetzt von einem „Barmherzigkeitsimperativ“ (Caillé 2008, S. 100), der verlangt, Bedürftigen zu geben, ohne eine Gegenleistung zu erwarten. Hier stellen sich normative Ansprüche, deren Einhaltung im Zusammenleben allseits gefordert wird. Gaben sind aus dieser Perspektive ein Ausdruck von Pflichterfüllung. Gleichzeitig sind solche wie auch immer gearteten Gaben in hohem Maße uneigennützig, weil die Geberin oder der Geber keine Gegenleistung zu erwarten hat. Notlagen erfordern nicht selten ein schnelles, nicht kalkulierendes oder berechnendes Handeln. Genau dieser Uneigennützigkeit von Gaben aber begegnet der moderne Zeitgeist mit großer Skepsis (*ebd.*). Können Gaben überhaupt gänzlich uneigennützig und selbstlos sein? Suchen und erfahren Menschen nicht immer einen Nutzen in ihrem Tun? Gerade aus einer utilitaristischen Perspektive scheint Handeln nie losgelöst von individuellen Interessen zu sein.

- Eribon**, D.: Rückkehr nach Reims. Berlin 2016
- Eribon**, D.: Gesellschaft als Urteil. Klassen, Identitäten, Wege. Berlin 2017a
- Eribon**, D.: Der Psychoanalyse entkommen. Wien 2017b
- Heiner**, M.: Professionalität in der Sozialen Arbeit: Theoretische Konzepte, Modelle und empirische Perspektiven. Stuttgart 2004
- Kleve**, H.; Hays, B.; Hampe-Grosser, A.; Müller, Matthias: Systemisches Case Management. Falleinschätzung und Hilfeplanung in der Sozialen Arbeit. Heidelberg 2011
- Lessenich**, S.: Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus. Bielefeld 2008
- Löcherbach**, P.; Klug, W.; Rimmel-Faßbender, R.; Wendt, Wolf Rainer (Hrsg.): Case Management. Fall- und Systemsteuerung in der Sozialen Arbeit. München 2009
- Reckwitz**, A.: Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin 2017
- Rosa**, H.: Beschleunigung und Entfremdung. Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit. Berlin 2016
- Schallberger**, P.: Habituelle Prädispositionen auf Seiten der Studierenden und die Gestaltung von Studiengängen der Sozialen Arbeit. Einige kursorische Überlegungen. In: Becker-Lenz, R.; Busse, S.; Ehlert, G.; Müller-Hermann, S. (Hrsg.): Professionalität Sozialer Arbeit und Hochschule. Wissen, Kompetenz, Habitus und Identität im Studium Sozialer Arbeit. Wiesbaden 2012, S. 69-84
- Spatscheck**, C.; Wagenblaus, S.: Subjektorientierung in der Sozialen Arbeit im Spannungsfeld von Bildung, Teilhabe und Gerechtigkeit. In: Spatscheck, C.; Wagenblaus, S. (Hrsg.): Bildung, Teilhabe und Gerechtigkeit. Gesellschaftliche Herausforderungen und Zugänge Sozialer Arbeit. Weinheim und Basel 2013, S. 9-19
- Staub-Bernasconi**, S.: Vom beruflichen Doppel- zum professionellen Tripelmandat. Wissenschaft und Menschenrechte als Begründungsbasis der Profession Soziale Arbeit. In: http://www.avenirsocial.ch/cm_data/vom_doppel-_zum_tripelmandat.pdf (veröffentlicht 2007, abgerufen am 2.7.2018, inzwischen nicht mehr abrufbar)
- Thiersch**, H.: Zur Autonomie der Fachlichkeit Sozialer Arbeit. Vortrag auf der Berliner Arbeitstagung Kritische Soziale Arbeit am 18.6.2011 in Berlin. In: <https://vimeo.com/30896885> (veröffentlicht 2011, abgerufen am 6.7.2018)
- Thiersch**, H.; Böhnisch, L.: Spiegelungen. Lebensweltorientierung und Lebensbewältigung: Gespräche zur Sozialpädagogik. Weinheim und Basel 2014
- Thiesen**, A.: Die transformative Stadt. Reflexive Stadtentwicklung jenseits von Raum und Identität. Bielefeld 2016
- Vester**, M. u.a.: Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung. Frankfurt am Main 2001

Diesem Geben zwischen Pflichterfüllung und Eigennutz soll im Folgenden in einem sehr spezifischen Feld nachgegangen werden – dem der Stammzellspende. Es sollen die Ansichten von Personen herangezogen werden, die dem Barmherzigkeitsimperativ folgten und die gleichzeitig in hohem Maße uneigennützig handelten, weil sie keine konkrete Gegenleistung erhielten beziehungsweise zu erwarten hatten: Stammzellspenderinnen und -spender, die freiwillig und unentgeltlich Stammzellen für eine ihnen vollkommen unbekannte Person gegeben haben, die sich durch eine Erkrankung in einer Notlage befand. Wie gestalten sich die sozialen Formen des Gebens, Nehmens und Erwiderns in diesem Feld, in dem das Prinzip der direkten Reziprozität so offensichtlich durchbrochen ist? Wie spiegelt sich das Verhältnis von Verpflichtung und Freiwilligkeit hier wider? Welche Motive beweg(t)en Stammzellspenderinnen und -spender zu ihrer Gabe? Welche Bedeutung hat ihr Handeln in größeren sozialen Zusammenhängen? Welche Rückschlüsse lassen sich hieraus für das Zusammenleben ziehen? Deutlich ist also, dass die Gabe von Stammzellen im Folgenden nicht als reine Spende verstanden wird, das heißt als einseitiger, altruistischer Akt gegenüber einem anonymen Anderen. Vielmehr soll der Gabendiskurs, der maßgeblich von den Arbeiten des französischen Soziologen und Ethnologen *Marcel Mauss* geprägt ist (*Adloff; Mau* 2005, S. 12), als Folie zur Betrachtung dienen.

Über die Wichtigkeit von Gaben – Stammzellspenden für schwer erkrankte Patientinnen und Patienten | „Man kann nahezu alles geben: den Tod oder das Leben“ (*Caillé* 2009, S. 37). In diesem Sinne geben Stammzellspenderinnen und -spender die wohl wertvollste Gabe, die ein Mensch erhalten kann: das Leben. Transplantationen von Stammzellen sind mittlerweile zu einer gängigen Behandlungsform für Patientinnen und Patienten mit Leukämie und anderen bösartigen Erkrankungen des Blutes oder des blutbildenden Systems geworden (*Appelbaum* 2007, *Niederwieser* et al. 2016). Mithilfe einer Chemotherapie – in manchen Fällen ergänzt durch eine Ganzkörperbestrahlung – werden im Idealfall die erkrankten Zellen der Patientin oder des Patienten zerstört, um die Stammzellspende vorzubereiten. Die gesunden Stammzellen einer geeigneten Spenderin oder eines geeigneten Spenders bewirken dann den Aufbau eines neuen blutbildenden Systems und richten sich auch gegen die noch verbliebenen, maligne entarteten Zellen.¹

Um eine Stammzelltransplantation erfolgreich durchführen zu können, ist ein möglichst hoher Grad an Übereinstimmung der sogenannten HLA-Merkmale² zwischen Spenderinnen und Spendern und Patientinnen und Patienten wichtig (*Lee et al.* 2007). Kann eine solchermaßen passende Spenderin oder ein solchermaßen passender Spender nicht innerhalb der eigenen Familie gefunden werden, wird die Suche auf fremde, unverwandte Personen ausgeweitet. In Deutschland verwalten Stammzellspenderdateien wie beispielsweise die Deutsche Knochenmarkspenderdatei der DKMS gGmbH die Daten von Freiwilligen, die sich im Falle einer HLA-Übereinstimmung als Stammzellspenderin oder -spender für eine ihnen unbekannte Person zur Verfügung stellen würden (allogene Transplantation).³ Im Falle einer Auswahl als Stammzellspenderin oder als Stammzellspender werden die Freiwilligen umfangreichen Untersuchungen ihres Gesundheitszustands unterzogen. Die Beurteilung der Eignung wird nach individueller Risikoabwägung ärztlich überprüft. Die Stammzellentnahme erfolgt entweder durch Punktionen des Beckenknochens unter Vollnarkose oder – in den weitaus meisten Fällen – durch die Gewinnung der Stammzellen aus dem peripheren Blut. Hierfür ist im Vorfeld eine Behandlung mit einem körpereigenen, hormonähnlichen Stoff notwendig, um die Zahl der Stammzellen im Blut zu erhöhen (*DKMS* 2016).

Stammzellen zu spenden, so viel wird deutlich, gilt gemeinhin als einseitiger Akt des Gebens: Freiwillige Spenderinnen und Spender unterziehen sich einem Eingriff, der Unannehmlichkeiten bereitet, zu Beschwerden und Schmerzen führen kann und der ein gewisses, wenn auch geringes Risiko in sich birgt (*Hölig* et al. 2009, *Schmidt* et al. 2017). Sie tun dies, um einer ihnen vollkommen unbekannt Person zu helfen. Zwar können nicht alle erkrankten Patientinnen und Patienten dauerhaft mit einer Stammzell-

1 Dieser Wirkungsmechanismus wird auch als Graft-versus-Leukemia-Effect bezeichnet. Er soll das Wiederauftreten der Erkrankung verhindern.

2 Die HLA-Merkmale beziehungsweise Humanen Leukozyten-Antigene sind Strukturen auf der Oberfläche von Körperzellen. Sie dienen dem Immunsystem zur Unterscheidung zwischen eigenem und fremdem Gewebe.

3 Diese Bereitschaft zur Stammzellspende kann ohne Angabe von Gründen widerrufen werden. Ein solcher Widerruf sollte allerdings nicht erst kurz vor einer geplanten Stammzellentnahme erfolgen, da dies zu schwerwiegenden Folgen für die Patientin oder den Patienten führen kann.

transplantation geheilt werden, aber zumindest wird ihnen eine Chance auf (Über-)Leben gegeben (Gooley et al. 2010).

Kurz nach der Spende erhalten die Stammzellspenderinnen und -spender lediglich Informationen über Altersgruppe, Geschlecht und Herkunftsland ihrer Patientin oder ihres Patienten. Die Wahrscheinlichkeit eines Kennenlernens ist eher gering, da die Datenschutzrichtlinien vieler Länder ein gegenseitiges Kennenlernen frühestens zwei Jahre nach der Transplantation und nur im gegenseitigen Einvernehmen erlauben. In manchen Ländern ist ein Kennenlernen überhaupt nicht vorgesehen. Studien zeigen, dass Stammzellspenderinnen und -spender eine sehr positive Haltung gegenüber ihrer Spende einnehmen. Viele sind froh und stolz, gespendet zu haben, und die meisten würden sich auch erneut freiwillig zur Verfügung stellen (Billen et al. 2017, Butterworth et al. 1993, Simmons et al. 1993, Switzer et al. 1997, Garcia et al. 2013, Wanner et al. 2009). Dennoch ist eine Stammzellspende nicht nur als einseitiger Akt zu verstehen, wie im Folgenden gezeigt werden soll. Betrachtet man die Stammzellspende aus der Perspektive des Gabendiskurses, zeigen sich viele Verknüpfungspunkte.

Über die Gabe zwischen Verpflichtung und Freiwilligkeit – Impulse aus dem gegenwärtigen Gabendiskurs | Denn anders als im Fall einer Stammzellspende meist angenommen, ist das Geben kein ein-, sondern ein wechselseitiger Prozess. Unser Alltag ist bestimmt durch Gegenseitigkeit: „Reziprozität – die Logik des Gebens, Nehmens und Erwiderns“ (Adloff; Mau 2005, S. 9) ist grundlegend für das soziale Leben. Für Marcel Mauss (2016, S. 176) kommt darin eine totale gesellschaftliche Tatsache zum Ausdruck, ein ubiquitäres Phänomen menschlichen Zusammenlebens. Sein im Jahr 1925 erschienener Essay „Die Gabe“ gilt als Grundlage einer neuerlichen Beschäftigung der modernen Sozialwissenschaften mit dem Phänomen der Gegenseitigkeit (Adloff; Mau 2005, S. 12) und der Gabe. Mauss kondensiert die ethnologische Forschung seiner Zeit und verbindet diese zur Annahme, dass sich archaische und vormoderne Gesellschaften durch Geben, Nehmen und Erwidern „sozial wie kulturell reproduzieren“ (Adloff; Mau 2005, S. 13). Die soziale Ordnung ist also nicht einfach gegeben und hat auch nicht von sich aus eine fort-dauernde und stabile Existenz, sondern sie muss

immer wieder durch Gabepraktiken neu geschaffen und unterhalten werden (Därmann 2009). „Der Gabentausch hat vor allem die Funktion, soziale Beziehungen aufzunehmen oder zu bekräftigen. In diesem Sinne sind Gaben als ‚tie-signs‘ anzusehen“ (Adloff; Mau 2005, S. 13). Diese Herstellung sozialer Ordnung beschränkt sich dabei keineswegs auf die archaische und vormoderne Zeit, sondern Gabepraktiken wirken auch heute noch (Adloff; Papilloud 2008, S. 15).

Zur Erklärung von Gabepraktiken wird häufig auf einen der beiden klassischen Erklärungsansätze zurückgegriffen. Auf der einen Seite wird aus normativistisch-holistischer Sicht angenommen, „dass es eines vorgängigen, gemeinsam geteilten kulturellen Hintergrunds bedarf, der Kooperation ermöglicht. Dieser Hintergrund besteht aus Normen, Werten und gemeinsamen Wissensbeständen“ (Adloff; Papilloud 2008, S. 8). Normen werden durch Sanktionen abgesichert. Gabepraktiken wären demnach das Ergebnis von Pflichterfüllung. Auf der anderen Seite geht die utilitaristisch-individualistische Perspektive (beispielsweise repräsentiert in den Rational-Choice-Theorien) davon aus, „dass die Konvergenz von je individuellen Interessen unter bestimmten Bedingungen zur Kooperation führen kann“ (Adloff 2017, S. 250). Zugespielt könnte man formulieren, dass es sich dabei um die „Vorstellung von eigennütigen Akteuren [handelt], die permanent darauf abzielen, ihre Kosten zu senken und ihre individuellen Vorteile zu maximieren“ (ebd.).

Mauss versucht, die Dichotomie der beiden Positionen zu überwinden und ein „drittes Paradigma“ (Adloff; Papilloud 2008, S. 8) zu entwickeln – so zumindest wird er in der neueren Diskussion verstanden.⁴

Für Mauss sind das Kollektive und das Individuelle keine entgegengesetzten, unvereinbaren Ebenen, sondern sie durchdringen einander vielmehr (ebd., S. 12).

⁴ Gerade der französische Soziologe Alain Caillé arbeitet diesen Ansatz von Mauss ausführlich heraus. Caillé ist Leiter der M.A.U.S.S.-Gruppe – und auch so etwas wie deren Spiritus Rector (Adloff; Papilloud 2008, S. 10). Die M.A.U.S.S.-Gruppe (Mouvement Anti-Utilitariste dans les Sciences Sociales) ist ein Zusammenschluss von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die sich intellektuell den Arbeiten von Marcel Mauss zugehörig fühlen und auf deren Grundlagen neue Diskussionen über die Gabe anstoßen wollen. Die M.A.U.S.S.-Gruppe speiste sich von Beginn an vor allem aus einer Kritik an utilitaristisch-individualistischen Sichtweisen (Papilloud 2006, S. 267 f.).

Gabepraktiken lassen sich also nicht auf normative Pflichterfüllung und eindimensionale, instrumentelle Vernunft (*ebd.*, S. 20) einerseits oder auf individuelles, kalkuliertes, strategisches und eigennütziges Interesse andererseits reduzieren. Geben stellt vielmehr eine Verschränkung von Verpflichtung und Freiheit dar (*Adloff; Sigmund* 2005, S. 219), Gaben sind gleichzeitig obligatorisch und frei. Sie sind obligatorisch, weil „die Momente und Formen der Gabe sozial instruiert werden“ (*Caillé* 2008, S. 63), „haben einen ausgesprochen verpflichtenden Charakter und sind zyklisch aufeinander bezogen“ (*Adloff; Papilloud* 2008, S. 13). Gaben ziehen Schuldverhältnisse nach sich, denn die Empfängerin oder der Empfänger ist gehalten, sie zu erwidern (*Adloff; Mau* 2005, S. 13). Andererseits gewinnen Gaben nur in einem „Kontext von Spontaneität“ (*Caillé* 2008, S. 63) Sinn: „Es soll gegeben und erwidert werden. Zweifellos. Aber wann? Und wie viel? Wem eigentlich? Mit welchen Gesten, in welchem Ton? Mit welcher Absicht?“ (*ebd.*, S. 63). Es bleibt also viel Raum für Eigeninitiative (*ebd.*, S. 64). Gabepraktiken sind also in hohem Maße von Ambivalenzen geprägt.

Gaben enthalten immer gewisse Unwägbarkeiten (*Caillé* 2008, S. 60), schließlich kann die oder der Gebende eine Erwidерung der Gabe nicht voraussetzen. Geben basiert also auf einem gewissen Vertrauen (*Adloff; Papilloud* 2008, S. 23) – ein Vertrauen, das in den Augen von *Mauss* unabdingbar ist: „In allen Gesellschaften, die uns unmittelbar vorausgegangen sind oder die uns noch heute umgeben, und selbst in zahlreichen Bräuchen unseres eigenen Volkes gibt es keinen Mittelweg: entweder volles Vertrauen oder volles Mißtrauen“ (*Mauss* 2016, S. 180). Und tatsächlich ist genau dieses Vertrauen grundlegend für das menschliche Zusammenleben, denn „keine Freundschaft, kein Verein, kein Paar, keine Gesellschaft“ (*Caillé* 2008, S. 101) könnte ohne dieses Vertrauen bestehen.

Man kann auch von Bedingungslosigkeit sprechen: „Es gibt, anders ausgedrückt, keine menschliche Allianz, die ohne eine gewisse Bedingungslosigkeit funktionieren könnte. Sie ist der Nährstoff der Sozialität und des Vertrauens – der magische Operator und die *Conditio sine qua non* des Zusammenlebens. Ohne ein Minimum an begründeter Hoffnung auf die Möglichkeit, dass der andere beziehungsweise die anderen bei Bedarf oder auf Anfrage Hilfe, Geld,

Unterstützung, Freundschaft, Wärme oder Liebe gewährleisten, kann keine Verbindung geknüpft oder auch nur einen Moment lang aufrechterhalten werden“ (*Caillé* 2008, S. 111). Durch diese Bedingungslosigkeit kann sogar ein Gefühl von Bevorteilung entstehen, weil jede und jeder glaubt, mehr zu bekommen als das, was sie oder er gegeben hat. Allein das Vertrauen in die Gabe also verbessert die Situation aller (*ebd.*, S. 88). Und so zeigt sich auch hier wieder der ambivalente Charakter von Gaben, „da nur die demonstrative Uneigennützigkeit und das Bedingungslose die Möglichkeit eröffnen, Bündnisse zu schließen, von denen alle profitieren werden“ (*ebd.*, S. 62).

Gaben sind keinesfalls nur ausdruckslose Dinge, die einfach die Besitzerin oder den Besitzer wechseln. *Mauss* beschreibt, dass die Gabe „nicht leblos ist. Selbst wenn der Geber sie abgetreten hat, ist sie noch ein Stück von ihm“ (*Mauss* 2016, S. 33). In Anlehnung an die Maori-Tradition spricht *Mauss* vom *Hau*, „vom Geist des Gebers, der in der Gabe lokalisiert ist“ (*Adloff; Mau* 2005, S. 15). Der Gabe haftet noch ein Stück des Gebers an, „sie hat noch ‚etwas‘ von ihm, sie ist ein symbolischer Verweis auf den Anderen als Geber. [...] Folglich heißt geben immer auch, dass man sich selbst gibt, dass man etwas von sich selbst, einen Teil seiner Person, von dieser Kraft, dem ‚Geist der Dinge‘ weggibt, dass man sich selbst transzendiert“ (*Moebius; Quadflieg* 2009, S. 50).

Manchem mag dieser Geist der Gabe wie eine hilflose Erklärung von Phänomenen wirken, die rational nicht analysiert werden können und trotzdem bestehen (*Hillebrandt* 2009, S. 141). Und dennoch liegt gerade hierin eine zentrale Stärke des Gabendiskurses. Denn *Mauss* gelingt es, im Geben, Nehmen und Erwidern kulturelle Formen und Symbole ausfindig zu machen und diese „gleichsam als zentrale, alles andere als außeralltägliche Bestandteile der Reproduktion von Sozialität“ (*ebd.*, S. 128) zu bestimmen. Der dem Geben, Nehmen und Erwidern inliegenden Symbolhaftigkeit kommt eine zentrale Bedeutung zu. Gaben sind immer mehr als der bloße Besitzwechsel einer Sache zwischen zwei Personen, Gaben sind beseelt und erzeugen eine besondere Verbindung zwischen der Geberin, dem Geber und der Empfängerin, dem Empfänger. Und Stammzellen, die die Basis für neues Leben bilden sollen, erweisen sich hierbei als besonders symbolträchtig, wie sich zeigen wird.

Über das Glück von Stammzellspenderinnen und -spendern, geben zu können |

Um nun die Beweggründe und Motive zu erkunden, die Stammzellspenderinnen und -spender dazu brachten, einer ihnen fremden Person etwas zu geben, das für diese überlebenswichtig ist, soll auf zwölf Interviews zurückgegriffen werden, die als ergänzendes Material für eine bereits im Jahr 2009 veröffentlichte Studie der DKMS durchgeführt wurden (Wanner et al. 2009).⁵ Diese leitfadengestützten Interviews mit drei Frauen (Frau Dorn, Frau Hauser und Frau Sommer) und neun Männern (Herr Eberhard, Herr Ehrmann, Herr Herrmann, Herr Gebhard, Herr Kaiser, Herr Müller, Herr Moser, Herr Schmidt und Herr Winter)⁶ werden in einer inhaltsanalytisch ausgerichteten (Mayring 2015) Sekundäranalyse dahingehend betrachtet, wie die Befragten ihr eigenes Handeln im Feld von Geben, Nehmen und Erwidern verorten.

Viele der Stammzellspenderinnen und -spender haben den Barmherzigkeitsimperativ verinnerlicht und die Verpflichtung zu geben für sich als handlungsleitend angenommen (Herr Eberhard, Herr Gebhard, Frau Hauser, Herr Moser, Herr Schmidt, Herr Winter). Sie formulierten, dass es für sie selbstverständlich war, Stammzellen zu geben und einer Patientin beziehungsweise einem Patienten zu helfen. Herr Moser führte aus: „Wenn so was ist und wenn es die Gelegenheit gibt, da was zu tun, dann macht man das, also das war für mich ein gewisses Selbstverständnis“ (Interview mit Herrn Moser, Z. 31-33). In der von ihm gewählten Formulierung „die Gelegenheit, da was zu tun“ klingt an, dass er froh ist über eine solche Möglichkeit, helfen und somit handeln zu können. „Etwas tun“ steht hier im Gegensatz zum Nichtstun, zum Unterlassen und zur Passivität.

Für Herrn Schmidt hat die Hilfeleistung sogar höchste Priorität: „Also weil ich damals gesagt hab, und jetzt braucht jemand deine Hilfe und jetzt musst

du. Ob das jetzt bei mir rein passt oder wie auch immer, kein Thema. (I: Hm) Jetzt muss ich jemand helfen“ (Interview mit Herrn Schmidt, Z. 135-137). Er verglich die Situation mit der eines Verkehrsunfalls: „Du musst jetzt jemandem helfen. So wie bei einem Verkehrsunfall. Nur du bist da und kannst einem Menschen jetzt das Leben retten. (I: Hm) Weißt du. Da kannst du nicht weiterfahren. Derjenige braucht jetzt deine Hilfe [...] Du kannst jemandem das Leben retten“ (ebd., Z. 139-143). Ähnlich äußerte sich Frau Hauser, für die nichts schlimmer wäre, als Hilfe unver sucht zu lassen: „Wenn ich jetzt von mir ausgehe [...], dann wollte ich mir nie den Vorwurf machen, nicht alles versucht zu haben!“ (Interview mit Frau Hauser, Z. 344 ff.). Aus dieser Perspektive käme ein Nichthelfen einem persönlichen Verschulden gleich.

Stammzellen zu geben ist für manche der Stammzellspenderinnen und -spender nicht zuletzt deswegen angezeigt, weil sie das eigene Risiko für überschaubar halten. Herr Müller meinte: „Aber ich denk, verhältnismäßig ist das Risiko, zu dem, was der andere trägt, ist es gleich null. Also oder null Komma irgendwas“ (Interview mit Herrn Müller, Z. 38 f.). Angesichts des geringen Risikos müsste jeder, „wenn er mal vernünftig darüber nachdenkt“ (ebd., Z. 42), zu einer Stammzellspende bereit sein, ergänzte er. Herr Winter brachte es auf den Punkt: „Es gibt keine leichtere Möglichkeit, Leben zu retten, ohne dabei sein Leben lassen zu müssen“ (Interview mit Herrn Winter, Z. 13 f.; vgl. auch das Interview mit Herrn Eberhard, Z. 196 f.). Dass das Geben auch eine Risikoabwägung beinhaltet, wird hier deutlich: Um freiwillig und ohne etwas dafür zurückzuerhalten einer fremden Person zu helfen, müssen das zu erwartende eigene Risiko überschaubar und der Eingriff in die eigene körperliche Unversehrtheit zumutbar bleiben. Ist dieses Risiko kalkulier- und einschätzbar, dann sind die Stammzellspenderinnen und -spender gern zum Geben bereit.

Einige Stammzellspenderinnen und -spender verstehen ihre Gabe durchaus im Sinne einer gegenseitigen Hilfe und betrachten sie unter dem Blickwinkel von Reziprozität. Herr Gebhard beispielsweise meinte: „Immer vor dem Hintergrund auch, wenn man selber betroffen wäre oder jemand aus der Familie, wünscht man sich auch, dass man jemand findet. (I: Ja) Darüber sollte man sich bewusst sein“ (Interview mit Herrn Gebhard, Z. 234-237, Interview

⁵ Diese in erster Linie quantitativ ausgerichtete Studie untersuchte mithilfe eines Fragebogens die Reaktionen von 395 Stammzellspenderinnen und -spendern. Um diese weiter zu beleuchten, wurden zwölf ergänzende leitfadengestützte Interviews mit zufällig ausgewählten Spenderinnen und Spendern durchgeführt. Das Alter der Befragten lag zum Interviewzeitpunkt zwischen 19 und 56 Jahren. Ihr Bildungsstand reichte vom Hauptschul- bis zum Hochschulabschluss.

⁶ Alle Namen wurden geändert.

mit Frau *Dorn*, Z. 274 ff.), gerade auch dann, wenn die eigenen Kinder betroffen sind: „Das könnt unsere Kinder genauso treffen und wir wären froh“ (Interview mit Herrn *Herrmann*, Z. 117 f.). Geben bedeutet, irgendetwas womöglich etwas zurückzuerhalten.

Ein wichtiges Kriterium zur Auswahl der Stammzellspenderinnen und -spender liegt in der möglichst genauen Übereinstimmung der HLA-Merkmale zwischen diesen und der Patientin beziehungsweise dem Patienten. Alle zwölf befragten Stammzellspenderinnen und -spender beschäftigt diese genetisch geprägte Übereinstimmung sehr, sie machen sich Gedanken über die Patientinnen und Patienten und suchen nach weiteren Verbindungen. Frau *Dorn*: „Es ist ja eigentlich interessant. Aber in dem Moment hab ich gedacht: Wie die Frau wohl aussieht? Wie die wohl ist? Ne, ob die wohl ähnlich ist?“ (Interview mit Frau *Dorn*, Z. 153-155). Frau *Sommer* kann sich diese Verbindung zu ihrem Patienten nur schwer erklären: „Warum ist das so? Warum hat jemand in Italien, zu dem es null Komma null Verbindung gibt aus irgendwelchen Vorfahren oder sonst was, warum gibt’s da jemand, der die gleichen Gewebemerkmale hat wie ich? Und dann denk ich: Das, das gibt’s doch gar nicht. Also man kann’s nicht begreifen“ (Interview mit Frau *Sommer*, Z. 268-271). „Also es ist, ja, einfach ein Wunder“ (ebd., Z. 278). Hier wird deutlich, dass die Gabe gerade auch im Kontext einer Stammzellspende nicht einen einfachen Besitzwechsel darstellt. Vielmehr entstehen gerade durch die Übereinstimmung genetisch geprägter Merkmale für die Stammzellspenderinnen und -spender Verbindungen zu ihren Patientinnen und Patienten, die weit über die genetisch geprägte Übereinstimmung hinausgehen. Sie denken über die Verbindungen nach, die sie zur Patientin oder zum Patienten haben könnten. Diese Verbindungen sind in erster Linie imaginiert und doch inkorporieren die Patientinnen und Patienten wiederum die lebenden Zellen der Spenderinnen und Spender und werden damit künftig auch einen Teil von diesen in sich tragen.

Gebraucht zu werden und helfen zu können, vermittelt den Stammzellspenderinnen und -spendern ein gutes Gefühl: „Es ist ja auch ein schönes Gefühl, wenn man versuchen kann, jemandem zu helfen, das ist ein gutes Gefühl“ (Interview mit Herrn *Ehrmann* Z. 228 ff., Interview mit Herrn *Müller*, Z. 198). Frau *Sommer* hat sich „gefremt wie ein Schneekönig“

(Interview mit Frau *Sommer*, Z. 83), denn für sie war es ebenfalls ein Glück, helfen zu können: „Ich hab mich tierisch gefremt! Ich hab mich echt ganz arg, ja, ganz arg gefremt, dass es mich getroffen hat, dass es jetzt tatsächlich funktioniert und, ähm, ich hab das einfach als Glück empfunden, da jetzt helfen zu können! Dass es für den [...] mich jetzt gibt!“ (ebd., Z. 90-92). Für sie war es etwas Besonderes, helfen zu dürfen: „Dass man doch etwas Besonderes ist in dem Moment. Oder dass es ein Glück ist, wenn man da ausgesucht wird“ (ebd., Z. 342 f.).

Es ist die Umkehrung des Verhältnisses von Geberin und Empfänger, wenn Frau *Sommer* meint, für sie selbst sei es ein Glück gewesen, dem Patienten helfen zu dürfen: „Also mich hat’s dankbar gemacht, dass ich in der Lage war, helfen zu können“ (ebd., Z. 634) – nicht das Glück, etwas zu erhalten, sondern das Glück, etwas geben zu können. Ein solches Gefühl hatte auch Herr *Herrmann*, dessen Stammzellentnahme kurz vor Weihnachten erfolgte. Seine Frau bemerkte, dass sich das Verhältnis von Geben und Nehmen auch in seinem Fall umkehrte: „Wo er gekommen ist [...] ähm, von Dresden, er hat gesagt, das schönste Weihnachtsgeschenk, dass er jemand anders hat helfen können. Also das hat man ihm auch angemerkt. War wirklich das Schönste“ (Interview mit Herrn und Frau *Herrmann*, Z. 102-104).

Denn ganz grundsätzlich bewegt die Stammzellspenderinnen und -spender das Motiv, den Patientinnen und Patienten eine Chance auf Heilung und somit auf Leben zu geben – die vielleicht letzte, die besteht, wie Frau *Dorn* meinte: „Die Leute sind sowieso, sie sterben [...] oder es klappt jetzt halt. Aber die haben jetzt keine andere Chance mehr“ (Interview mit Frau *Dorn*, Z. 209 f.). Frau *Dorn* umriss damit gut den Ernst der Lage, denn eine Stammzellspende stellt für die Patientinnen und Patienten in der Regel die letzte Hoffnung auf Heilung dar, da keine weiteren Behandlungsmöglichkeiten mehr bestehen. Diese Chance auf Leben ist damit von solch grundlegender Bedeutung, dass Herr *Herrmann* gar Parallelen zur Geburt eines Menschen herstellte: „Jetzt hab ich da ner, ner Patientin [...] eine Chance gegeben, dass sie vielleicht wieder, wieder ein neues Leben beginnen kann“ (Interview mit Herrn *Herrmann* Z. 88-91), „dass sie vielleicht wieder durch meine Stammzellen eben zum zweiten Mal auf die Welt kommt“ (ebd., Z. 236 f.).

Auch Herr *Winter* stellte eine Verknüpfung zur Geburt eines Kindes her: „Ich behaupte, ich kann zum klitzekleinen Teil nachvollziehen, wie's ner Frau geht, wenn sie ein Kind kriegt. Ja, ich mein, die hat Schmerzen ohne Ende und wenn's Kind dann da ist, ist alles vergessen. Der Vergleich hinkt zwar, weil es ist doch glaube ich noch ein Stück weit ein größeres Wunder, ein Kind auf die Welt zu bringen. Aber diese Gefühle hatte ich eigentlich auch danach. Das, was war, zählt nicht mehr, sondern es zählt, was jetzt ist und das ist gut und mir geht es gut und ich hab jemandem helfen können und das war's“ (Interview mit Herrn *Winter*, Z. 316-323). Wertvoller und grundlegender als die Gabe des Lebens kann kaum etwas sein. Mit der Bedeutung der Stammzellspende für das (Über-)Leben der Patientinnen und Patienten steigt natürlich auch die Bedeutung und Wichtigkeit der Spenderinnen und Spender selbst, die zu einer solch außerordentlichen Gabe bereit sind.

Den Bedeutungszuwachs, den das eigene Leben durch diese Form der Gabe erfährt, brachte Herr *Kaiser* auf den Punkt: „Es gibt nicht viel Sinnvolles im Leben, aber das gehört dazu“ (Interview mit Herrn *Kaiser*, Z. 307). Herr *Moser* meinte: „Also, das Größte, was du eigentlich machen kannst, ist, ein Menschenleben zu retten!“ (Interview mit Herrn *Moser*, Z. 247). „Also ein Leben retten, das ist, glaube ich, finde ich, schon was, das ist was Besonderes. Das können nicht viele Leute wahrscheinlich von sich sagen“ (*ebd.*, Z. 256 f., Interview mit Herrn *Winter*, Z. 256-258). Das eigene Leben gewinnt an Sinn und an Bedeutung, weil man es nicht nur für sich lebt, sondern auch anderen Menschen Leben schenken kann. Für Herrn *Winter* „ist das eine Riesen-Befriedigung“ (Interview mit Herrn *Winter*, Z. 256-258).

Über den Sinn des Gebens – Die Gabe und ihre Bedeutung für das Zusammenleben | Aus den Äußerungen der Stammzellspenderinnen und -spender erschließt sich, dass deren Handeln durchaus aus der Perspektive des Gabendiskurses betrachtet werden kann. Zwar sind Stammzellspenden – von außen betrachtet – einseitige, altruistische Akte gegenüber anonymen Anderen und könnten somit auch als reine Spende verstanden werden. Aber dennoch enthalten sie viele Aspekte, die sich mit dem Gabendiskurs verknüpfen lassen. Die zwölf Stammzellspenderinnen und -spender betrachten ihre Hilfeleistung gegenüber einer erkrankten Patientin oder

einem erkrankten Patienten als Pflichterfüllung, denn einer Person die Hilfe zu verweigern, die sich in einer Notlage befindet kommt für sie nicht infrage, zumal dann, wenn das eigene Risiko überschaubar bleibt. Gleichzeitig vertrauen die Stammzellspenderinnen und -spender darauf, dass auch ihnen selbst oder ihren Angehörigen geholfen wird, wenn sie in eine solche Lage kommen sollten. Auch wenn es keine vorhersehbare reziproke Gabe in der Zukunft gibt und man sich die Notwendigkeit einer solchen auch nicht wünscht (*Adloff; Mau* 2005), besteht gerade für diejenigen, die selbst zu geben bereit sind, ein „Minimum an begründeter Hoffnung“ (*Caillé* 2008, S. 111), in einer ähnlichen Situation selbst ebenfalls Hilfe zu erhalten.

Die Stammzellspenderinnen und -spender erfahren viel Würdigung von anderen. Doch nicht nur diese Form sozialer Anerkennung führt zu einem Bedeutungszuwachs des eigenen Lebens. Für den Philosophen und Soziologen *Georg Simmel* liegt gerade in der freiwilligen Gabe „eine Schönheit, eine spontane Hingebung, ein Aufquellen und Hinblühen zum andern gewissermaßen aus dem vigin soil der Seele“ (*Simmel* 1995, S. 667). Sie kann mit keiner Gegengabe oder Gegenleistung, auch wenn diese die erste überwiegen mag, vollkommen erwidert oder ausgeglichen werden, „weil in der ersten Leistung eine Freiwilligkeit liegt, die bei der Gegenleistung nicht mehr vorhanden ist“ (*ebd.*, S. 667). Personen, die freiwillig etwas geben, bewegen die Empfängerinnen und Empfänger zutiefst. Geben mag also mehr Vorteile bringen als Nehmen, „weil es angenehmer ist, bei anderen über sozialen Kredit zu verfügen, als selbst sozial verschuldet zu sein“ (*Blau* 2005, S. 127).

Frau *Sommer* und Herr *Hermann* brachten die Umkehrung des Verhältnisses von Geberin/Geber und Empfängerin/Empfänger prägnant zum Ausdruck, denn für sie war es ein Geschenk, helfen zu können. Auch die grundlegende Möglichkeit, einem anderen Menschen die Chance auf Leben zu geben, ist zentral für die Stammzellspenderinnen und -spender. Zwei Spender verglichen dies gar mit der Geburt eines Kindes. Stammzellspenden werden Sinn stiftend für das eigene Leben. Und so scheinen am Ende nicht diejenigen die Unwägbarkeiten (*Caillé* 2008, S. 60) tragen zu müssen, die für ihre Gabe keine offensichtliche Erwidderung zu erwarten haben – also nicht die Stammzellspenderinnen und -spender. Vielmehr sind

sie diejenigen, die sehr viel zurückerhalten. Für sie liegt in der Gabe von Stammzellen eine große Befriedigung.

Stammzellen sind, wie andere Gaben auch, keine ausdruckslosen Dinge, die einfach die Besitzerin oder den Besitzer wechseln. *Mauss* spricht vom *Hau* (siehe oben). Sie sind lebende Bestandteile des Organismus, die Stammzellspenderinnen und -spender der Patientin oder dem Patienten zur Verfügung stellen. Die Stammzellgabe hört in den Händen der Empfängerin oder des Empfängers nicht auf, „mit der gebenden Person vermischt und ihr weiterhin zugehörig zu bleiben“ (*Därmann* 2009, S. 23), denn mit den Stammzellen wird „auch die fremde Person, ihre ganze soziale Substanz an sich aufgenommen“ (*ebd.*, S. 23). Es kommt zu einer „Hybridisierung von Person und Sache [...], zu „mélanges von Personen und Sachen. [...] Die Personifizierung der Sache, die Versachlichung der Person, die Identifizierung von fremder und eigener Person sowie die Identifizierung von fremder und eigener Sache. [...] Erst die Person und Sache vermischende Gabe verpflichtet und schafft soziale Bindung“ (*Moebius; Quadflieg* 2009, S. 51). Die fremden Zellen der Spenderin oder des Spenders werden im Körper der Patientin oder des Patienten zur Erhaltung und Wiederherstellung der vitalen Funktionen existenziell. Sie bilden die Grundlage für den Aufbau eines neuen blutbildenden Systems. Gaben, und gerade Gaben von Stammzellen, haben einen „extatischen, selbsttranszendierenden Charakter, [...] da man die fremde Person und die fremde Sache durch die Gabe gleichsam ‚in sich‘ trägt“ (*ebd.*, S. 51). Diese Gaben werden offensichtlich zu Quellen von Gefühlen (*Mauss* 2016, S. 177). Die Beziehung zwischen Gebendem und Empfangendem wird intensiviert, eine besondere Form der Verbindung entsteht. Die Aussagen der Stammzellspenderinnen und -spender verdeutlichen die „Identifizierung von fremder und eigener Person“ (*Moebius; Quadflieg* 2009, S. 51).

Für die Patientinnen und Patienten kann die Gabe kaum wertvoller sein, schließlich erhalten sie die Chance auf Leben. Gleichzeitig mag sich bei ihnen aber auch ein Gefühl von Abhängigkeit und tiefer Schuld einstellen, denn wie können sie sich je für eine solche Gabe erkenntlich zeigen? Durch einseitige Gaben entstehen hierarchische Verhältnisse: „Eine Person, die anderen wertvolle Geschenke oder wichtige Hilfsleistungen zukommen lässt, beansprucht

implizit einen übergeordneten Status, indem sie die anderen verpflichtet“ (*Blau* 2005, S. 133). Eine Person, die gibt, „ist kein Gleichberechtigter, sondern ein Übergeordneter, von dem andere abhängen“ (*ebd.*). Nur der fortgesetzte gegenseitige Austausch stärkt die Beziehung unter Gleichen (*ebd.*). Dieses hierarchische Verhältnis lässt sich im Feld der Stammzellspende kaum auflösen. Aber sicher werden viele Empfängerinnen und Empfänger auch Dankbarkeit empfinden, als subjektives Echo gewissermaßen, das über den Akt des Gebens hinaus wirkt (*Adloff; Mau* 2005, S. 22). Und gerade die Dankbarkeit ist, wie *Georg Simmel* herausgearbeitet hat, in besonderer Weise wichtig für den sozialen Zusammenhalt: „Die soziologische Bedeutung der Dankbarkeit indes ist eine kaum zu überschätzende; nur die äußere Geringfügigkeit der Akte – der aber die ungeheure Breite ihrer Wirksamkeit gegenübersteht – scheint bisher völlig darüber hinweggetäuscht zu haben, dass das Leben und der Zusammenhalt der Gesellschaft ohne die Tatsache der Dankbarkeit unabsehbar geändert wäre“ (*Simmel* 1995, S. 661).

Stammzellen zu spenden ist für die Spenderinnen und -spender kein einseitiger Akt. Und so lässt sich auch die freiwillige, unentgeltliche Stammzellspende als Gabe *par excellence* rekonstruieren. Ausgestattet mit einer hohen Symbolträchtigkeit und mit einer ebenso hohen Bedeutung für alle Beteiligten spiegeln sich hier die Ambivalenzen von Pflichterfüllung und Freiwilligkeit wider. Die Stammzellspenderinnen und -spender handeln aus Pflichtgefühl, weil sie die Anforderung, Bedürftigen in Not zu helfen, verinnerlicht haben. Sie unterziehen sich freiwillig einem Eingriff, nehmen Unannehmlichkeiten in Kauf, haben Beschwerden und Schmerzen, tragen ein gewisses Risiko und geben etwas von sich, das der Patientin und dem Patienten das (Über-)Leben ermöglichen soll. Gleichzeitig erhalten sie aber auch viel zurück. Auch wenn das Feld der Stammzellspende klein und sehr spezifisch ist, soll mit diesen Ausführungen deutlich gemacht werden, dass Gaben – wie auch die von Stammzellen – eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für den sozialen Zusammenhalt haben. Gaben wirken als „tie-signs“ (*Adloff; Mau* 2005, S. 13), ohne die das menschliche Zusammenleben kaum denkbar ist.

Professorin Dr. Martina Wanner, Dipl.-Pädagogin, leitet den Studiengang Soziale Arbeit im Gesundheitswesen an der Dualen Hochschule Baden-Württemberg Villingen-Schwenningen.
E-Mail: martina.wanner@dhbw-vs.de

Literatur

Adloff, Frank: Homo Donator: Geben zwischen Hierarchie und Solidarität. In: Soziale Arbeit 7/2017, S. 250-255

Adloff, Frank; Mau, Steffen: Zur Theorie der Gabe und Reziprozität. In: Adloff, Frank; Mau, Steffen (Hrsg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt am Main 2005, S. 9-57

Adloff, Frank; Papilloud, Christian: Alain Caillé Anthropologie der Gabe – Eine Herausforderung für die Sozialtheorie? In: Caillé, Alain: Anthropologie der Gabe. Frankfurt am Main 2008, S. 6-39

Adloff, Frank; Sigmund, Steffen: Die gift economy moderner Gesellschaften. In: Adloff, Frank; Mau, Steffen (Hrsg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt am Main 2005, S. 211-235

Appelbaum, Frederic R.: Hematopoietic-Cell Transplantation at 50. In: New England Journal of Medicine 15/2007, pp. 1472-1475

Billen, Annelies et al.: Donation of peripheral blood stem cells to unrelated strangers: A thematic analysis. In: Plos One 10/2017: e0186438 (<https://doi.org/10.1371/journal.pone.0186438>; abgerufen am 21.11.2018)

Blau, Peter M.: Sozialer Austausch. In: Adloff, Frank; Mau, Steffen (Hrsg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt am Main 2005, S. 125-137

Butterworth, Victoria A. et al.: Psychosocial effects of unrelated bone marrow donation: Experiences of the National Marrow Donor Program. In: Blood 81/1993, pp. 1947-1959

Caillé, Alain: Anthropologie der Gabe. Frankfurt am Main 2008

Caillé, Alain: Anerkennung und Gabe. In: Journal Phänomenologie 31/2009, S. 32-43

Därmann, Iris: Wie man wird, was man gibt. Marcel Mauss und die Erkenntlichkeit der Gabe. In: Journal Phänomenologie 31/2009, S. 20-31

DKMS gGmbH (Hrsg.): Informationen zur Stammzellspende. Tübingen 2016

Garcia, Maria C. et al.: Motivations, Experiences, and Perspectives of Bone Marrow and Peripheral Blood Stem Cell Donors: Thematic Synthesis of Qualitative Studies. In: Biology of Blood and Marrow Transplantation 7/2013, pp. 1046-1058 (<https://www.sciencedirect.com/science/article/pii/S1083879113001663/pdf?md5=0555982d89436d8c151c5edb1ceaced6&pid=1-s2.0-S1083879113001663-main.pdf>; abgerufen am 21.11.2018)

Gooley, Ted A. et al.: Reduced Mortality after Allogeneic Hematopoietic-Cell Transplantation. In: New England Journal of Medicine 22/2010, pp. 2091-2101

Hillebrandt, Frank: Praktiken des Tauschens. Zur Soziologie symbolischer Formen der Reziprozität. Wiesbaden 2009

Hölig, Kristina et al.: Safety and efficacy of hematopoietic stem cell collection from mobilized peripheral blood in unrelated volunteers: 12 years of single-center experience in 3928 donors. In: Blood 18/2009, pp. 3757-3763

Lee, Stephanie J. et al.: High-resolution donor-recipient HLA matching contributes to the success of unrelated donor marrow transplantation. In: Blood 13/2007, pp. 4576-4583

Mauss, Marcel: Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. 11. Auflage. Frankfurt am Main 2016 (1968)

Mayring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 12. überarbeitete Auflage. Weinheim und Basel 2015

Moebius, Stephan; Quadflieg, Dirk: Negativität und Selbsttranszendenz. Hegel und Mauss als Denker einer dreirelationalen Anerkennung. In: Journal Phänomenologie 31/2009, S. 44-57

Niederwieser, Dietger et al.: Hematopoietic stem cell transplantation activity worldwide in 2012 and a SWOT analysis of the Worldwide Network for Blood and Marrow Transplantation Group including the global survey. In: Bone Marrow Transplantation 51/2016, pp. 778-785

Papilloud, Christian: MAUSS: Mouvement Anti-Utilitariste dans les Sciences Sociales. In: Moebius, Stephan; Quadflieg, Dirk (Hrsg.): Kultur. Theorien der Gegenwart. Wiesbaden 2006, S. 267-281

Schmidt, Alexander H. et al.: Retrospective Analysis of 37,287 Observation Years after Peripheral Blood Stem Cell Donation. In: Biology of Blood and Marrow Transplantation 6/2017, pp. 1011-1020 ([https://www.bbmt.org/article/S1083-8791\(17\)30302-6/fulltext](https://www.bbmt.org/article/S1083-8791(17)30302-6/fulltext); abgerufen am 21.11.2018)

Simmel, Georg: Exkurs über Treue und Dankbarkeit. In: Simmel, Georg: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe Band 11. 2. Auflage. Frankfurt am Main 1995, S. 652-670

Simmons, Roberta G. et al.: The self-image of unrelated bone marrow donors. In: American Journal of Health and Social Behaviour 34/1993, pp. 285-301

Switzer, Galen E. et al.: Understanding donors' motivations: A study of unrelated bone marrow donors. In: Social Science and Medicine 1/1997, pp. 137-147

Wanner, Martina et al.: Losing the genetic twin: donor grief after unsuccessful unrelated stem cell transplantation. In: BMC Health Services Research 2/2009, doi:10.1186/1472-6963/9/2

Der Beitrag ist ein Nachdruck des Artikels „Über die Sinnhaftigkeit des Gebens. Stammzellspenderinnen und Stammzellspender und das Glück, geben zu können“ im DZI Spenden-Almanach 2018.